

Besprechungen.

Kirchengeschichte.

Franziskanische Studien. 8° Münster, Aschendorff.

Beiheft 1. Kloster und Gymnasium Antonianum der Franziskaner zu Geseke. Von P. Didakus Falke O. F. M. Mit 13 Abbildungen. (XVI u. 192 S.) 1915. M 5.—

Beiheft 3. Reformtätigkeit des Provinzials Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz (1507—1515). Von P. Dr. Ferdinand Doelle O. F. M. (XVI u. 104 S.) 1915. M 2.80

Beiheft 4. Die Franziskaner im Heiligen Lande. 1. Teil: Die Franziskaner auf dem Sion (1336—1551). Von Dr. P. Leonhard Lemmens O. F. M. (XVI u. 224 S.) 1916. M 5.40

1. Es ist ein bereichendes Zeugnis für den Unternehmungsgeist und die Tatkraft der rührigen Schriftleitung der Franziskanerstudien, daß sie es gewagt hat, mitten in dem großen Weltkrieg, in dem andere Zeitschriften mühsam um ihr Dasein ringen, an den Ausbau ihrer Zeitschrift heranzutreten, um durch Angliederung von Beiheften Raum zu schaffen für größere wissenschaftliche Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der franziskanischen Geschichte. Soweit das Gebotene als Gewähr für Kommendes gelten kann, muß das Unternehmen als gelungen bezeichnet werden.

Gleich das erste Beiheft bringt einen interessanten Beitrag zur wechselvollen Geschichte der sächsischen Ordensprovinz in der Zeit der katholischen Restauration. Unter Benützung früherer Arbeiten und auf Grund eigener Quellenforschung bietet der Verfasser eine eingehende Geschichte des Klosters und Gymnasiums der Franziskaner zu Geseke, für die ihm der Historiker um so mehr Dank wissen wird, als der verdienstvolle Verfasser mancherorts wenig Entgegenkommen und Verständnis für seine ohnehin entzagungreiche Arbeit gefunden hat. Es war ein glücklicher Gedanke, durch Einbeziehung der allgemeinen Geschichte der sächsischen Provinz der Gefahr derartiger Monographien zu begegnen, in vielfach interesselosem Detail zu verfallen. Die Ausblicke auf die Zeitgeschichte verleihen der Arbeit eine mehr als ortsgeschichtliche Bedeutung und machen sie auch für weitere Kreise zu einer anziehenden Lektüre, bei der man stets das wohlthuende Gefühl hat, sich auf geschichtlich sicherem Boden zu bewegen. — In den großen religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts war die sächsische Franziskanerordenprovinz fast gänzlicher Vernichtung zum Opfer gefallen. Von den 53 Klöstern

der einst so blühenden Provinz vom heiligen Kreuz waren um die Wende des 17. Jahrhunderts nur mehr Halberstadt und Eger als traurige Trümmer der früheren Herrlichkeit übriggeblieben. Nachdem auch noch das weitentlegene Eger im Jahre 1603 der oberdeutschen Provinz angegliedert worden, blieb als letzter Rest nur noch das Kloster von Halberstadt übrig, dessen Personalbestand durch Tod und Austritt so zusammengeschrumpft war, daß 1585 ein Vater und zwei Laienbrüder den ganzen Konvent bildeten. Da kam ihm Hilfe von der kölnischen Provinz. Der Gefahr, ganz in die letztgenannte Ordensprovinz aufzugehen, beugte das Generalkapitel von Rom durch den Beschluß vom 17. Mai 1625 vor, der die Wiedererrichtung der sächsischen Provinz anordnete. Rhein und Main sollten die Grenze zwischen beiden bilden. Durch die 1633 erfolgte Gründung der Kustodie Thüringen und den Verlust der durch das Restitutionsedikt vorübergehend wiedererlangten Klöster sah sich die Saxonica gezwungen, den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nach Westfalen zu verlegen. Das erste neuerrichtete Kloster war Rheine, das zweite Geseke.

Schon 1525 hatte der Lippstädter Augustiner Johannes Köster den ersten Versuch zur Protestantisierung Gesekes unternommen. Allein erst durch den Abfall des Landesherrn, des Kurfürsten Hermann von Wied, gewann die Neuerung festeren Fuß in dem freundlichen Landstädtchen. Immerhin war auch jetzt noch eine starke katholische Partei vorhanden. Mit dem offenen Übertritt des Kurfürsten Gebhard Truchseß erstarbte jedoch die Partei der Neuerer derart, daß deren Bewohner 1583 eine Bittschrift um Freigabe der Augsburgerischen Konfession nach der kurfürstlichen Residenz Bonn abgehen ließen. Da machte die Wahl des Prinzen Ernst von Bayern zum Erzbischof von Köln wie im ganzen Kurstaat, so auch in Geseke dem siegreichen Vordringen der neuen Lehre ein Ende. „Am 17. Juni 1584 kam Kurfürst Ernst persönlich nach Geseke und ließ durch den Münsterischen Suffragan von Mirlo die entweihten Altäre neu konsekrieren, und gelebrierte am Pfingstfeste ein feierliches Pontifikalamt, worauf der Kaiserswerther Dechant Johann Nopel in einer Ansprache das Volk zur Rückkehr ermahnte“ (S. 18). Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die Folgen der politischen und religiösen Wirren vollständig verschwunden waren. „Es ist für den sittlichen Zustand der damaligen norddeutschen Franziskaner-Oberbanten ein sprechender Beweis, daß gerade sie zur Stärkung des religiösen Lebens von den betreffenden Kirchenfürsten herangezogen wurden“ (21). Nachdem der Kurfürst von Köln als Herzog von Westfalen am 10. Dezember 1637 seine Zustimmung zum Klosterbau erteilt, gelang es dem aus Geseke gebürtigen P. Alardus Besken, nach längeren Unterhandlungen auch die Erlaubnis des Stadtmagistrats zu erwirken (9. Januar 1638), unter der Bedingung, daß die Patres all dort ein Gymnasium errichteten. Sobald die ersten gegenseitigen Anpassungsschwierigkeiten überwunden waren, entfalteten die Franziskaner in der Stadt und Umgegend eine rege Seelsorgetätigkeit, die in wenigen Jahren eine sichtliche Wendung zum Bessern herbeiführten. Dieser religiöse Aufschwung war in erster Linie das Verdienst des Klostergründers und ersten Obern P. Alardus Besken, der durch sein exemplarisches Leben seinen Kanzelforderungen den größten Nachdruck verlieh. Die Zahl

der Konventsmitglieder stieg von 12 im Jahre 1671 auf 34 im Jahre 1734. Für den guten Stand der Ordenszucht spricht der Umstand, daß sich in den jährlichen Statusberichten von Gesele regelmäßig der Vermerk findet, alle Ordensgenossen hätten ihre jährlichen Exerzitien gehalten.² War auch die wirtschaftliche Lage des Klosters anfangs recht drückend, so besserte sie sich im Laufe der Zeit, der Franziskanerarmut entsprechend, doch insoweit, „daß die gut bürgerliche Lebenshaltung des Hauses gesichert war, Schulden vermieden wurden und, wenn möglich, stets eine Summe für unvorhergesehene Ausgaben in der Kasse blieb“ (61). Den Traditionen eines echten Mendikantenklosters ist der Konvent von Gesele bis zu seiner Aufhebung treu geblieben. Ein sprechender Beweis dafür ist der am 18. April 1818 von der preussischen Regierung ausgenommene Status des Klostervermögens. „Das Kloster“, heißt es in dem amtlichen Protokoll, „hat eigentlich kein Vermögen, keine Grundstücke noch Kapitalien. Die Franziskaner leben bloß von Almosen und milden Gaben, wofür sie sich durch geistige Dienstleistungen in der Seelsorge dankbar zeigen. Dieses Einkommen richtet sich nach den Zeiten. Der Überschuß, auch oft das Entbehrte, wird den Kranken und Armen an der Klosterpforte gereicht“ (67).

Obchon die Errichtung eines Gymnasiums bereits bei der Klostergründung im Prinzip beschlossen war, zog sich die Ausführung noch sehr in die Länge, hauptsächlich wegen des Widerstandes des dortigen freiwilligen Damenstiftes, das in Schulsachen eine Monopolstellung beanspruchte. Endlich kam am 9. Januar 1687 ein Vertrag zustande, „in dem sich die Stadt zur Bereitstellung der notwendigen Lehrmittel und zur Zahlung eines Gehaltes von je 25 Reichstalern für die fünf anzustellenden Magistri verpflichtete“ (77). So wurde denn im Herbst 1687 das Gymnasium mit zehn Infimisten begonnen; im Jahre 1692 war die Schule mit Errichtung der Rhetorikklasse zu einem fünfstufigen Gymnasium ausgebaut. Wegen mangelhafter Leistung des Unterhaltes von seiten der finanziell erschöpften Stadt drohte dem Gymnasium mehr als einmal der Untergang, bis es laut Eintrag in der Konventschronik „am 20. September 1703 nach langem Todeskampf sine luce, sine cruce“ wirklich verschied (80). Erst 1717 konnte der Unterricht wieder aufgenommen werden. Durch die große sog. Bertramische Foundation war nun zwar das Fundament für den Fortbestand des Gymnasiums geschaffen worden, allein das vertragswidrige Verhalten der Stadt veranlaßte auch späterhin eine fast ununterbrochene Kette unerquicklicher Streitigkeiten. Als dann endlich die materiellen Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, kamen die Schwierigkeiten der damals einsetzenden Aufklärungsperiode. Noch waren diese nicht endgültig überwunden, als die Stürme der Säkularisation hereinbrachen und dem Gymnasium ein jähes Ende bereiteten.

Erfreulicher als die Darstellung der äußeren Ereignisse ist die innere Geschichte der Anstalt. „Die wichtige und zugleich interessante Frage nach der Technik und der Organisation des Studienbetriebes erledigt sich im allgemeinen durch den Hinweis, daß die Franziskanergymnasien der sächsischen Provinz sich den Jesuitenschulen nach jeder Richtung anzupassen suchten“ (94). Die älteste offizielle Schulordnung bestimmt ausdrücklich, „daß sich die Professoren in allen

Ständen den Vätern der Gesellschaft Jesu anschließen sollen“ (1666), und legte damit ein Abhängigkeitsverhältnis fest, das sich bis zu den Schulbüchern herab erstreckte (94). Bis zum Einbruch der schulreformatorischen Ideen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren Latein und Religion fast die ausschließlichen Unterrichtsgegenstände. „Erst als die Aufklärung auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens eine wahre Revolution hervorrief, wurden auch die Franziskanergymnasien in die allgemeine Schulreform hineingezogen und den berechtigten Forderungen einer neuen Zeit entsprechend umgestaltet“ (103).

Im großen und ganzen waren die Schüler von hohem Pflichtbewußtsein durchdrungen. Für den ernststen religiösen Geist unter den Studenten spricht die Tatsache der zahlreichen Klosterberufe. Auf Wunsch der Bürgerschaft war spätestens 1729 dem Gymnasium ein philosophischer Kursus angegliedert worden, in dem Logik und Physik in skotistischem Sinne vorgetragen wurden. Nach vorübergehender Aufhebung (1775) wurde er 1797 wiedereröffnet, bis die im Jahre 1804 erfolgte Aufhebung des Gymnasiums von selbst das Aufhören desselben nach sich zog. Durch den § 35 des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803, der „alle Güter der fundierten Stifter, Abteien und Klöster . . . der freien Disposition der respektiven Landesherren“ überließ, war das Todesurteil über die meisten Klöster gesprochen. Geseke hatte sich von seiten der hessen-darmstädtischen Regierung, der im Luneviller Frieden das Herzogtum Westfalen als „Indemnitätsprovinz“ zugefallen war, einer verhältnismäßig glimpflichen Behandlung zu erfreuen. Es gehörte zu jenen 4 Klöstern des Herzogtums, die unter den 26 übrigen nicht einem Gewaltakt der Säkularisation zum Opfer fielen; durch das Verbot der Aufnahme von Novizen und „Ausländern“ ward das Kloster zum langsamen Aussterben verurteilt. Als am 15. Juli 1816 der erste Oberpräsident von Westfalen, Freiherr v. Vinke, das Herzogtum im Namen des Königs von Preußen in Besitz nahm, bedeutete das keine Erleichterung für das Kloster. Durch kgl. Kabinettsorder von 1834 wurde die Aufhebung des Klosters verfügt. Bevor noch der letzte Guardian und Priester des Hauses, P. Ludgerus Pult, seine Augen im Tode geschlossen hatte (1838), war bereits das ganze Klosterinventar verkauft und dafür die bescheidene Summe von 279 Reichstalern 5 Groschen und 1 Pfennig erzielt worden (1837). — Zwei alte Laienbrüder siedelten als die letzten Franziskaner von Geseke in den Konvent zu Wiedenbrück über, um dort ihre alten Tage zu beschließen. Das Kloster von Geseke wurde auf Vorschlag des Oberpräsidenten v. Vinke in eine Pflgeanstalt für hilflose Kranke der Provinz Westfalen umgewandelt, am 19. Dezember 1841 eingeweiht und der Leitung der Schwestern des hl. Vinzenz von Paul aus dem Mutterhaus Paderborn unterstellt, die bis zum heutigen Tage ihr segens- und entsagungsvolles Wirken darin fortsetzen.

3. Innerhalb der sächsischen Franziskaner-Ordensprovinz wurden zu keiner Zeit so große und andauernde Anstrengungen zu einer gründlichen Erneuerung des religiösen Lebens gemacht wie gerade unmittelbar vor dem Beginn der Reformation. Ihren Höhepunkt erreichte diese wahrhaft kirchliche Reformbewegung unter dem klugen und entschiedenen Provinzialminister P. Ludwig Henning (1507 bis 1515), dessen Provinzialat eines der bedeutendsten seit Gründung der sächsischen

Provinz ist. Die Hauptquelle für unsere Kenntnis von Hennings Reformtätigkeit bilden die von seinem Sekretär abgefaßten lateinischen „Chronikalischen Aufzeichnungen“, die der Verfasser im dritten und letzten Kapitel (35—89) zum erstenmal veröffentlicht und durch zahlreiche Fußnoten erläutert. Auf Grund dieses Berichtes gibt der Autor in den beiden vorausgehenden Kapiteln eine zusammenhängende Darstellung von Hennings Bemühungen zur Hebung der Ordenszucht in den Franziskaner- und Klarissenklöstern seiner weitausgedehnten Provinz. Das erste Kapitel berichtet in aller Kürze von den Dienststreifen des Provinzials und der Einsetzung reformfreundlicher Obern. Etwas ausführlicher wird dann im zweiten Kapitel die Reform der Klarissenklöster geschildert. Nicht eingehend behandelt Doelle Hennings Versuche zur Hebung der Zucht in dem Breslauer Klarissenkloster, die jedoch infolge des Widerstrebens der Äbtissin, der Herzogin Margareta von Tost, erfolglos blieben und schließlich mit der Amtsentsetzung des geraden und furchtlosen Mannes endeten. Die unerquicklichen Zustände in dem letztgenannten Kloster lassen es begreiflich erscheinen, wenn derartige Ordenshäuser später eine leichte Beute der Reformation wurden. Die Einbeziehung der allgemeinen Zeit- und Ordensgeschichte und eine kurze Schilderung der Sittenzustände in der sächsischen Ordensprovinz vor Hennings Provinzialat sowie der Nachwirkungen seiner Reformarbeit hätte sicherlich viele Leser interessiert und den Wert der verdienstlichen Arbeit erhöht. Aber auch so ist Doelles Schrift von nicht geringer Bedeutung für die Vorgeschichte der Reformation.

4. Die Ereignisse der letzten Zeiten haben auch in Deutschland mehr denn früher den Blick auf Palästina und seine heiligen Stätten gelenkt, an denen einst die Heldenjöhne des großen Patriarchen von Assisi, „von Widersachern umgeben, von Tod und Not begleitet, trotz Seuchen und Krankheiten, unter Exzessen und Entbehrungen aller Art, in Kerker und Banden“, die Fahne des Kreuzes mit heiligem Mut und steter Pflichttreue verteidigt und „ihren an der äußersten Front gelegenen Posten siegreich behauptet“ haben (3). Es ist darum aufs freudigste zu begrüßen, daß es ein Sohn des hl. Franziskus ist, der uns hier eine auf tiefeschürfenden Fachstudien beruhende geschichtliche Darstellung der Franziskanermisssion im Heiligen Lande bietet, ein Buch, in dem deutscher Fleiß und Gründlichkeit und ein wohlberechtigter Familienstolz der „heroischen Treue der Brüder“ und ihrer „durch nichts zu besiegenden Liebe und Sorgfalt für die heiligen Stätten“ ein bleibendes Ehrendenkmal gesetzt haben.

Das Zurückgehen auf die ältesten Quellen, die lateinischen, italienischen und arabischen Altentstücke, die in den Archiven der Kustodie und der Prokura im Kloster St. Salvador zu Jerusalem aufbewahrt werden, ermöglichte es dem Verfasser, ganz neue Zusammenhänge aufzuzeigen, neue Ergebnisse aufzudecken und viele größere und kleinere Irrtümer zu berichtigen. Wertvolles Material boten auch die zahlreichen Pilgerschriften der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, die mit viel Geschick und Kritik verwertet und in mühevoller Arbeit zu einem herrlichen Mosaikgemälde zusammengestellt wurden.

Nachdem der Verfasser in zwei einleitenden Kapiteln den Aufenthalt der Minderbrüder in Palästina zur Zeit der Kreuzzüge und den Zustand der heiligen Stätten

vor dem Einzug der Franziskaner in kurzen Zügen geschildert hat, behandelt er im dritten Kapitel sehr eingehend die Gründungsgeschichte der Franziskanerklöster im Heiligen Lande.

Mit der Eroberung von Akri (Akkon) am 18. Mai 1291 war das letzte Bollwerk der Kreuzfahrer in Palästina gefallen. Ihre Kirchen und Klöster waren eine Beute der Sieger geworden, die Lateiner besaßen keine bleibende Stätte mehr im Heiligen Lande. Aber nicht lange sollte dieser Zustand währen. Das hohe Ziel, welches das christliche Abendland mit unsäglichem Opfern und Kämpfen zwei Jahrhunderte hindurch vergebens erstrebt hatte, sollte 40 Jahre später auf friedliche Weise, freilich nur zum Teil und in anderer Form, erreicht werden. Auf die Bitte des Königs Robert von Sizilien (1309—1343) und seiner frommen Gemahlin Sanzia um Zulassung abendländischer Mönche in Jerusalem überließ der Kalif Rassir Muhamad dem edlen Herrscherpaar das Bönafulum und zwei Kapellen auf dem Sion. Durch Kaufvertrag vom 15. Mai 1335 erwarb P. Roger Garini das erste Grundstück auf dem Sion. Wie der Verfasser urkundlich nachweist, hielten die Franziskaner 1336 ihren Einzug dort und begannen alsbald den Bau ihres Klosters, dessen zum erstenmal in einer Urkunde vom 5. Juli 1337 Erwähnung geschieht. Eine weitere Niederlassung erstand den Minderbrüdern bei dem Grabe des Herrn. Entgegen der landläufigen Ansicht, daß die Franziskaner die ganze Grabeskirche erhalten hätten, weist der Verfasser auf Grund älterer Urkunden und Pilgerberichte überzeugend nach, daß sie nur eine Kapelle in der Basilika zu ihrem ausschließlichen Gebrauch erhielten, die Marienkapelle, die bis zum heutigen Tage im Ordensbesitz ist; alle übrigen Teile verblieben den verschiedenen morgenländischen Kirchen. Außerdem wurde den Lateinern erlaubt, in der Grabeskapelle und auf dem Kalvarienberg das heilige Mesopfer darzubringen und Prozessionen zu den heiligen Stätten der Kirche zu veranstalten. Spätestens um 1345 finden wir die Franziskaner im Besitz der Kirche über der Geburtsgrotte zu Bethlehem. Obwohl es ihnen gelang, in Jerusalem und Umgebung noch einzelne Heiligtümer ganz oder zum Teil zu erwerben, beschränkten sich während des Mittelalters ihre Klöster auf die drei genannten Stätten.

Anfänglich waren die Franziskanerniederlassungen in Palästina dem auf Zypern residierenden Provinzial vom Heiligen Lande unterstellt. Am 1. August 1377 ernannte der Bisitator P. Bartholomäus von Alverno den Guardian des Sionklosters zum Obern aller Klöster in Palästina. Damit schied die Kustodie vom Heiligen Land aus jener Provinz aus und wurde unmittelbar dem Ordensgeneral unterstellt. Der Umstand, daß im Mittelalter die italienischen Schiffe ausschließlich den Verkehr mit der Levante vermittelten, macht es begreiflich, daß die Kustodie vorherrschend italienisches Gepräge erhielt, wenn auch stets einige Brüder aus andern Ländern dort weilten. Nach den Statuten des P. Bartholomäus sollten nur 20 Brüder an den heiligen Stätten verweilen. Diese Beschränkung ward später aufgehoben; 1482/83 war ihre Zahl auf 32 gestiegen, von denen 24 auf Sion, 2 am Heiligen Grab und 6 in Bethlehem wohnten. Für ihren Unterhalt waren jährlich ungefähr 1200 Dukaten erforderlich, die

durch die Almosen der Pilger und Geschenke der christlichen Fürsten aufgebracht wurden. Wenn nicht besondere Gründe eine Ausnahme empfahlen, wurden die Brüder alle drei Jahre gewechselt; sobald der neue Rufos mit den neuen Brüdern ankam, zogen die alten ab. Man wollte, wie Nikolaus von Farnab sagt, „dem frommen Wunsche derer, die das Heilige Land besuchen wollten, nach Möglichkeit entsprechen“ (S. 194 f.). Bei aller Würdigung des idealen Motivs kann man doch über die Zweckmäßigkeit der Maßregel geteilter Meinung sein. Ob nicht bei einer größeren Stetigkeit der Tradition den Interessen der Mission besser gedient gewesen wäre? Eine tief einschneidende Veränderung in der inneren Geschichte der Mission brachte das Jahr 1434, als Eugen IV. den P. Jakob Dalsin zum Rufos des Heiligen Landes ernannte und damit die Observanten statt der Konventualen zur Einführung brachte. Über die Ursache und die Durchführung dieser Maßregel fehlen jedoch nähere Nachrichten.

Die äußere Geschichte der Franziskanermission bietet kein szenenreiches und wechselvolles Bild. Im großen und ganzen kehren stets die gleichen Ereignisse, dieselben Arbeiten und Prüfungen wieder. Den breitesten Raum nehmen die mannigfachen Bedrängnisse der Brüder ein, die sie von seiten der Moslems auszuweichen hatten. Kann auch von einer eigentlichen Christenverfolgung nicht die Rede sein, so war die Lage der Brüder doch oft geradezu unerträglich, und nicht gering ist die Zahl derer, die dem Fanatismus der Ungläubigen zum Opfer fiel. Wer immer die Schilderungen dieses jahrhundertelangen Martyriums liest, wird uns beipflichten, daß kein Wort der Bewunderung für den Leidensmut und die heldenmütige Ausdauer der Söhne des hl. Franziskus stark genug ist.

Missionsstätigkeit im gewöhnlichen Sinne übten die Franziskaner jener Zeit keine aus, da es außerhalb der Klöster keine lateinischen Christen gab. Wegen der großen Gefahren, die mit dem Aufenthalte unter den Moslems für die Katholiken verbunden waren, wurde dieser wiederholt von der Kirche verboten, wie dies der hl. Ignatius von Loyola 1523 erfahren mußte, als er sich der Bekehrung der Ungläubigen widmen wollte (204). Einer Annäherung an die morgenländischen Christen stand deren feindselige Stimmung gegen die Abendländer hindernd im Wege. Noch weniger war irgendwelche Bekehrung bei den Sarazenen möglich, da die öffentliche Predigt des christlichen Glaubens vor ihnen strengstens untersagt war. So sahen sich denn die Brüder gezwungen, ihre Aufgabe darauf zu beschränken, „die den abendländischen Christen anvertrauten heiligen Stätten zu hüten und in Ehren zu halten, den Gottesdienst an ihnen zu feiern und den katholischen Pilgern Führer und Berater zu sein. Und diesen Aufgaben haben die Franziskaner in unübertrefflicher Weise entsprochen; Freund und Feind, alle Nationen und Konfessionen sind einstimmig in Anerkennung ihrer Verdienste. ‚Der Name Franziskaner allein‘, schreibt der evangelische Theologe Julius Böhmer, ‚sagt hier genug: sie haben von jeher in Arbeit und Leiden getan, was sie konnten, und sind vor keinem Martyrium zurückgewichen.“ (165).

Die kriegerischen Ereignisse, die sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Westasien abspielten, sollten für die Geschichte der lateinischen Palästina mission von großer Tragweite werden. In der Schlacht von Aleppo (24. August 1516)

verlor der Kalif von Ägypten Thron und Leben. Selim I., Sultan von Konstantinopel, war jetzt Herr der heiligen Stätten. Während er selber den Christen und den Minderbrüdern recht günstig gesinnt war, gestaltete sich deren Los unter seinem Sohn und Nachfolger Soliman, einem entschiedenen Gegner der Franziskaner, immer trüber, namentlich seit der Ermordung seines Großwesirs Ibrahim Pascha im Jahre 1536, demselben Jahre, in dem der französische Gesandte Johann de la Forêt den ersten Vertrag mit der Türkei schloß, aus dem sich mit der Zeit das Schutzverhältnis Frankreichs über die Christen des Orients entwickelte. 1537 wurden alle Franziskaner in Haft genommen, 1542 auf Verwendung Franz' I. hin wieder freigelassen, aber ihres Lebens sollten sie auf Sion nicht mehr froh werden. Ihr Kloster mußten sie mit türkischen Derwischen teilen, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen, und nicht ruhten und rasteten, bis es ihnen gelang, die Franziskaner vom Sion zu vertreiben. 1551 mußten die Brüder Sion verlassen, alle Heiligtümer und Stätten des Berges kamen in den Besitz der Moslems. Dabei ist es bis heute geblieben. Trotz anderweitiger Neugründungen haben die Franziskaner ihr Hauptheiligtum auf Sion nie wiedererlangt.

P. Vennens schließt seine verdienstliche Darstellung mit der Bitte an die christlichen Machthaber der Mittelmächte, die Rechte der Franziskaner bei ihrem ruhmreichen Bundesgenossen geltend zu machen. Wir hegen den aufrichtigen Wunsch, daß es den Söhnen des hl. Franziskus vergönnt sein möge, in das Erbe ihrer Väter zurückzukehren.

Wilhelm Kraz S. J.

Philosophie.

Aktualität oder Substantialität der Seele? Von Dr. Jos. Hein. [Studien zur Philosophie und Religion, herausgegeben von Dr. R. Stölzle. 18. Heft.] gr. 8° (XIV u. 180 S.) Paderborn 1916, Schöningh. Brosch. M 4.60

Gibt es im Menschen eine Seele, die während des ganzen Lebens bleibt, die alle seelischen Akte hervorbringt und durch sie bereichert wird? Oder ist diese Annahme eine Illusion; haben wir nur einen Ablauf geistiger Akte, Urteile, Überlegungen, Affekte, Entschlüsse, ohne einen, dem diese Akte angehörten? Ist es mithin wahr, daß man eigentlich nicht sagen sollte „ich denke“, sondern „es denkt“; wie man auch sagt „es blüht“? Diese zweite Ansicht ist die Aktualitätstheorie, die Lieblings- theorie der modernen „Psychologie ohne Seele“. Der Verfasser hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, wieder einmal eingehend nachzuprüfen, ob hier wirklich eine wertvolle Errungenschaft der neueren Forschung oder eine oberflächliche, haltlose Konstruktion vorliegt.

Der erste Teil leistet die negative Arbeit, die Diskussion der Aktualitätstheorie in allen ihren Folgerungen. Um einiges herauszugreifen: schon die Existenz der psychischen Akte läßt sich ohne den Träger nicht verstehen. Wie Ed. v. Hartmann sagte, kann man wohl in Worten behaupten, daß es Akte ohne ein Agens gibt, oder Gedanken ohne einen, der sie denkt; aber im Ernst läßt sich das nicht denken. Die Erinnerung an das frühere Leben wird ebenso zu einer unbegreiflichen